

Leseprobe aus:

Olaf Kühl

Der wahre Sohn



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Olaf Kühl

Der wahre Sohn

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, April 2015
Copyright © 2013 by Rowohlt·Berlin Verlag GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf von
Anzinger | Wüschner | Rasp, München
Umschlagabbildung Todd Boebel/Getty Images
Satz aus der Sabon, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 25753 7

Sometimes I think
she's just in my imagination
The Rolling Stones,
Anybody seen my baby

Ach, du warst
in abgelebten Zeiten
meine Schwester oder meine Frau.
Johann Wolfgang von Goethe,
An Charlotte von Stein

Eins

Ganz früh am Morgen aufstehen, wenn im ersten Tageslicht die Spatzen loslegen. Die Vögel singen heller, wenn alles ruhig ist. Nach der gepackten Reisetasche greifen, nicht richtig ausgeschlafen und doch wach und ein bisschen wie verkatert, obwohl man nicht viel getrunken hat am Abend, die Wohnungstür zuschlagen und die Treppen hinuntergehen, durch diesen Geruch von Bohnerwachs und undefinierbarem Eintopf, die Tasche auf den Rücksitz des Wagens werfen, einen letzten Blick hoch zu den Fenstern im dritten Stock des Mietshauses, in denen sich das rosigblasse Blau des frühen Wolkenhimmels spiegelt, sodass fast nichts dahinter zu erkennen ist, kaum das Grün der Zimmerpflanzen, zwei große Gummibaumblätter an der Scheibe, dann hinters Lenkrad steigen, den Zündschlüssel nach rechts drehen, über diesen kleinen Widerstand hinaus, und gespannt zusehen, wie der Benzinzeiger die Skala hochklettert. Den Motor anlassen und eine Weile dem gleichmäßigen, tiefen, fast: gesunden Geräusch der Zylinder lauschen, die ihr Gas in die Straßen blasen. Die Kraft von Generationen steckt in dieser Maschine, dieser beeindruckenden Frucht der Arbeitsteilung. Die schützende Scheibe herunterkurbeln und kühle Morgenluft hereinlassen. Wissen, dass es kein Zurück gibt. Onkel Wolfgang konnte schon tot sein.

Es ist noch nicht Marlenes Zeit. Sie schläft noch. Erst später am Vormittag wird sie aufstehen und die Zeitung aus dem Briefkasten holen. Bei dem Gedanken daran, wie oft er sie aus der Wohnung hat treten sehen, senkt sich sein Fuß zwei Zentimeter tiefer aufs Gaspedal. Er sieht sie die Treppe hinuntergehen, so wie sie sie tausendmal hinuntergegangen ist, sie hält den Morgenmantel mit der Hand zusammen, der Gürtel ist verloren, vor Jahren bei einem Skiurlaub in Österreich. Dabei trägt sie Hausschuhe. Als würde ihr bloßes Erinnerungsbild die Macht haben, ihn aufzuhalten, als könnte diese Gedankenfigur ihn zurückziehen wie eine wortlos ausgestreckte Hand, zurück in die Stadt, in diese Wohnung, und er würde sich von der weißen Haut des Bauches zwischen den auseinanderwehenden Bademantelschößen zum tausendsten Mal verführen, dann überreden lassen. Dann würden die Gespräche von neuem beginnen, die endlosen Diskussionen der letzten Wochen und Monate. Über ihre Beziehung. Dass da jede Entwicklung fehlte. Dass sich nichts mehr tat ...

Spricht eine Frau von Entwicklung, dann ist es schon zu spät. Dann geht es bald zu Ende. «Zwischen uns *entwickelt* sich nichts mehr.» Er lauschte dem gleichmäßigen Summen des Motors und dachte: Was soll sich, verflucht, entwickeln, wenn doch alles gut läuft? Die Erinnerung an solche Gespräche brachte ihn in Wut. Und als sich einmal wirklich bei ihr etwas entwickelte, im Bauch, hat sie es weggemacht. Ihre krakelige Unterschrift unter der Einwilligungserklärung hat er noch in der Schublade.

Mit fast neunzig durchrauscht er die Frankfurter Allee Richtung Osten, in der bitteren Genugtuung, ihr jetzt zu-

mindest schon fast entkommen zu sein, wieder einmal. In Lichtenberg erwacht die ehemals herrschende Klasse der DDR. Solange er in Berlin ist, ist er noch nicht ganz gerettet. Er hat im Laufe der Jahre verschiedene Fluchten gewagt. Er wollte sich auf die Kehrseite des Lebens verdrücken. Hat lange als Nachtwächter gearbeitet. Ist für ein paar Wochen zu Günter gezogen, nach Prenzlauer Berg, tief in den Osten, hat sich dort versteckt. Es half alles nicht.

Er musste endlich richtig weg. Muschters Anruf kam genau zum richtigen Zeitpunkt. Marlene wird nicht gleich zusammenbrechen. Sie wird nicht denken, dass es für immer ist, er verlässt sie ja nicht zum ersten Mal. Sie wird heute dasselbe tun wie an jedem Tag. Noch bevor sie mit der Zeitung wieder in ihrer Wohnung ist, wird der Wasserkessel auf dem Gasherd pfeifen. Dieses gedämpfte, aber unüberhörbare Zischen, so beruhigend wie das Läuten von Kirchenglocken. Sie wird mit einem Becher löslichen Kaffees zurück ins Bett steigen, sanft und weißhäutig und in Gedanken versunken, mütterlich und verständnisvoll, wahrscheinlich fühlt sie sich gut, vielleicht sogar moralisch überlegen, sie wird Konrads Flucht hinnehmen wie einen tollen Jungenstreich und vielleicht in sich hinein lächeln, sie wird Verständnis für ihn zeigen wie für das trotzig Kind, das sie nie hatte. Weil sie zu wissen glaubt, dass er am Ende wieder zurückkommen wird. Sie wird die *taz* lesen, wird sich wohlfühlen und sich ein paar Gedanken machen. Praktische Gedanken müssen das nicht sein, sie braucht nur das Gefühl, kritisch eingestellt zu sein, diese fortschrittliche Art von Lebensgefühl.

Dachte Konrad, wobei sein Fuß sich unmerklich vom Gaspedal hob.

Damals bei der Demo vor dem Amerika-Haus hatte sie in der vordersten Reihe gestanden und Pflastersteine geworfen. Ihre mit hellem Flaum bewachsenen, von den Sommermonaten auf Kreta braungebrannten Unterarme ragten aus den abgeschnittenen Ärmeln des Parkas. Damals kämpfte sie. Und er glaubte, sie würden etwas ändern können.

Heute Nachmittag hat sie Yoga um die Ecke, in einem Ladengeschäft, in dem so eine Frau ähnlich wie sie selbst Kurse anbietet. Dass überhaupt eine Frau ihr ähnlich sein kann, sagt schon alles. Früher wäre das unmöglich gewesen. Ihre Lebensmittel kauft sie im Bioladen. Kaffee aus Guatemala. Sie hat eingesehen, dass der frontale Kampf gegen das System keine Chance hat. Deshalb konzentriert sie sich nun auf die bescheidenen Dinge, die Graswurzelarbeit, den Widerstand im Kleinen, von dem sie gern erzählt. Gegen das Große da draußen unternimmt sie nichts mehr, diese Bewegung ist über sie hinweggegangen, sie hat sich damit abgefunden. Früher hat sie gern fotografiert, der ganze Flur hängt voll mit ihren Schwarzweißfotos, heute besitzt sie einen kleinen Laden für Fotozubehör und verdient damit, immer schlechter, ihr Geld. Sie reibt sich nicht mehr auf im Kampf. Stattdessen genießt sie ihr Leben bewusst, mag gutes Essen.

Im Osten geht tatsächlich die Sonne auf. Als er in Schönefeld den Berliner Ring verlässt und die immer geradeaus führende Fahrbahn nimmt, steht der goldrote, funkelnd warme Ball dicht über dem Horizont.

Die Autobahn Richtung Frankfurt/Oder ist leer.

Aus der Gegenrichtung, Grenze und Fürstenwalde, kommen ihm Pkws entgegen, die nach Berlin wollen, zur Arbeit. Ihn bringen höchstens ein paar Lkws zum Überholen. Deutschlands östliche Länder liegen wüst und leer. Die weiten Äcker und Felder der ehemaligen LPGs, die grauen Wirtschaftsgebäude aus Beton und Eternit wirken verlassen. Ab und zu huscht im Augenwinkel eine Siedlung vorüber, ein Dorf, Schemen von Scheunen oder Lagerhallen. Er kennt diese adretten, aufgeräumten Orte.

Er freut sich auf Polen. Polen durchdringt auch die geschlossenen Fenster, man braucht nicht einmal die Autotür zu öffnen. Im Winter der Rauch der Braunkohle aus den Schornsteinen, das Holz in den Dörfern. In Słubice ist dieser Geruch noch schwach, Słubice ist verdorbenes Slawentum, ein aufgegebenes deutsches Dorf, das noch zu keiner neuen Identität gefunden hat.

Er hat ihr nie gesagt, was er genau tut. Recherchieren, das klingt gut. Für wen, für eine Zeitung? Nein, für ein großes Unternehmen in Westdeutschland. Das erzählt er auch Freunden, das leuchtet am ehesten ein. Wenn er ehrlich ist, hat es weniger mit Diskretion zu tun als mit Scham. Denn gestohlene Autos zu suchen, dieser Job ist ihm peinlich, wenn er an die Pläne und Visionen der Studentenzeit denkt.

Die Sonne steht jetzt schon sehr hoch, sie blendet. Er klappt den Sonnenschutz herunter. Einmal hat er einen Sportwagen gesehen, der unter einen Lkw gerutscht war, auf der Autobahn nach Memel. Es roch verbrannt.

Jetzt wittert er diesem Geruch nach, erinnert sich aber nur an den heißen, widerlichen Plastikgestank, wenn er in den Sommerferien am Rastplatz wieder ins Auto stieg,

das von der Sonne aufgeheizt war. In der kurzen grauen Lederhose mit den geschnitzten weißen Enzianknöpfen und der fettig dunkel gescheuerten Hinterseite verbrannte er sich regelmäßig die Schenkel auf den Kunststoffsitzbezügen. Aus der Motorhaube stanken Ölwanne und heiße Gummischläuche. Nach der Rast öffnete sein Vater die Türen und ließ kurz Luft hindurchwehen, dann gab er einen Wink und drückte seine Zigarette auf dem Boden aus. Das empfand er wie eine Drohung, was mit ihm geschehen würde, wenn er nicht sofort einstieg. Der Vater stand da, die rechte Hand an der Tür, glänzend spannte der graue Anzugstoff um seinen breiten Gorillarücken. Was sollte Konrad tun? Gegen den Vater kam er nicht an. Die Mutter sieht er nicht in der Erinnerung. Als wäre sie schon damals verschwunden gewesen. Mag sein, dass sie schon immer zu leichtgewichtig gewesen war, zu flüchtig, zu hell, zu wenig eindrücklich, wie durchscheinend. Manchmal kommt es ihm vor, als sei sie nichts weiter gewesen als eine Luftverquirlung, ein Flimmern der aufgeheizten Sommerluft, das sich Jahrzehnte in Bewegung gehalten hat, wie eine Fee, aber dann rasch verschwunden ist, aufgelöst in der durchsichtigen Weite, aus der sie eines Tages hervorgegangen war. Dieses Etwas musste ja immerhin geatmet haben, sagte er sich, unzählige Male die Luft ein- und wieder ausgeatmet haben. Schon kurz nach ihrer eigenen Geburt, dann in der Umarmung eines Mannes, vielleicht seines Vaters, hat sie heftig und laut geatmet, hat geschrien, die Luft ausgestoßen, dann wieder bei seiner Geburt, später ist ihr Atem flacher geworden, gleichmäßig und ruhiger, in so vielen Nächten, in denen er sie nicht mehr kannte ... Die

Luft über dem Kontinent war eine große Halle, in der sie lebte und atmete.

Und ihr Körper? Er wusste nicht, wo er jetzt war. Der Körper der Mutter ist wie die Atemluft, du brauchst sie, aber sie gehört dir nicht, du beachtest sie nicht einmal.

Die helle Autobahn in seiner Erinnerung ist damals viel leerer als die heutigen. Endlose sandgraue Betonstreifen durchzogen die Landschaft, einige Brücken waren zerbombt, der Schutt lag an den Straßenrändern. Es ging zu bewundernswerten deutschen Schlössern, Burgen, Museen, Sehenswürdigkeiten. Hermannsdenkmal. Residenz Würzburg. Insel Mainau. Das war wenige Jahre nach dem Krieg, und seine Eltern legten Wert darauf, dass Konrad ein Patriot wurde und deutsche Kultur lieben lernte. Seine Mutter – da ist sie jetzt auf einmal doch – verhedderte sich mit den Landkarten, sie konnte sie nie richtig falten, das Kartengebilde plusterte sich auf ihrem Schoß und irritierte den Vater, der irgendwann anhalten musste, um es ordentlich zusammenzulegen. Mit so einer Unordnung an seiner Seite konnte er sich nicht auf die Straße konzentrieren. Mutter war im Allgemeinen nicht gut als Beifahrerin, sie bekam dafür oft Schimpfe. Später fragte Konrad sich, warum das alles so gekommen war. Er erinnerte sich an den feinen Geruch, wenn sie ihren Kopf zu ihm oder von ihm weg drehte, wie ein Hauch von Odol oder One Drop Only vom Regal im Bad. So erklärte er sich das, als er noch nicht wusste, was es bedeutete. Der Vater entschied alles, auch, wo angehalten wurde. Wenn die Mutter es irgendwo schön fand, zählte das nicht, er fuhr weiter, und sie verstummte für längere Zeit. Konrad erinnerte sich sehr genau an die Stimmung,

die dann im Auto herrschte. Und er konnte ja nicht weg. Er alberte auf der Rückbank herum, machte Witze, um seiner Mutter zu helfen, auch aus ihrer Sprachlosigkeit heraus. Er wollte sie aufheitern. Ihr Bewegungsfreiheit verschaffen. Er wollte seine Mutter beweglich haben und stark. Aber der Rücken des Vaters im Anzugsstoff presste sich massig gegen den Sitz und machte alles schwer. Durch den Spalt unter der Kopflehne sah er den rasierten Nacken. Wenn die Mutter nicht lachte, und das tat sie oft nicht aus Angst, den Vater zu verärgern, dann war das die schlimmste Art von Versagen in seiner Kindheit. Nicht einmal seine Witze taugten etwas. Er konnte dann auch nicht weglaufen vor Scham. Er musste das ertragen. Er war gefangen in dieser kleinen Familie, gefangen in diesem Auto.

Vater rauchte Zigaretten. Die heiÙe Sommerluft aus dem Fensterspalt wehte auch den Rauch zu ihm nach hinten. Später kamen andere Automodelle, nach dem ersten Kadett ein Opel Diplomat. Sonst änderte sich nichts. Es war das gleiche Gefängnis, die gleiche Familie. Die Befreiung kam erst, als sie nach Berlin gingen. Aber da war dann auch die Mutter weg, sie blieb in Westdeutschland. Konrad war acht. Der Vater kaufte ihm zum Trost einen Spielkameraden, einen Terrier namens Artur. Wo war Artur geblieben? War er irgendwann weggelaufen? Konrad wusste es nicht mehr.

An all das hatte er ewig nicht gedacht. Es war ihm eigentlich auch schon lange egal. Nur weil sein Onkel vor zwei Tagen über seine Mutter gesprochen hatte, fiel es ihm wieder ein, jetzt bei dieser monotonen Fahrt über die Autobahn.

Sein eigenes Auto war alt, er hatte sich bewusst ein unansehnliches, gebrauchtes Modell zugelegt, immer noch im reflexhaften Widerstand gegen das Establishment und gegen bürgerliche Statussymbole. Außerdem sollte es im Grenzland oder in Polen nicht gleich gestohlen werden. Weil es alt war, roch es kaum oder gut, zum Beispiel nach den Äpfeln, die er öfter vom Bauernhof der Freunde in Brandenburg mitbrachte.

Mit einem knurrenden Satz war der Schäferhund bei ihm, und genauso schnell hatte er ihn erkannt und umtänzelte ihn nun mit eingeklemmtem Schwanz. Jacek hatte ihn aus der Berliner Werkstatt auf diesen Hinterhof in Słubice mitgenommen. Konrad spürte die Rippen des mageren Tieres an seinen Knien.

Das Herrchen war besser genährt.

Es saß unten in der Reparaturgrube und dachte gar nicht daran, sofort zu ihm herauszuklettern. Jacek klopfte die Radaufhängungen und Querlenker eines alten Opel ab. Vor der Stoßstange schwankte eine nackte Glühbirne im Gitterkäfig. Konrad kannte den von Öl verschmierten, untersetzten und doch behändigen Mann aus Berlin, wo Konrad seine immer alten und billigen Autos bei ihm hatte reparieren lassen.

Jacek konnte in der Hinsicht fast alles; vor allem half er Konrad aber bei der Suche nach gestohlenen Autos. Auch damit erschöpften sich seine Begabungen nicht. Er vermochte ewig über die große Politik zu dozieren und tat das mit derart rhetorischer Selbstsicherheit, dass man sich fragte, weshalb er sich hier immer noch mit Autokarosserien dreckig machte. Konrad kam sich mit

dem formlos angehäuften Wissen seines abgebrochenen Studiums im Vergleich dazu ganz weich vor. Keinen einzigen Satz brachte er so überzeugend wie Jacek hervor. Einmal hatte Jacek rücklings unter einem Auto gelegen, für einen Augenblick den Schlüssel sinken lassen und gesagt:

«Wir leben in einer Übergangszeit.»

Konrad kam mit einer Tasse aus dem Kabuff zurück, das als Büro diente, rührte im Nescafé und war beeindruckt.

Jacek zog die Mutter fest.

«Wir brauchen neue Vordenker», erklärte er. Neben der kleinen Werkstatt betrieb Jacek einen Abschleppdienst, die Grenzen zwischen den Gewerben sind fließend. Jacek schleppte auch Autos ab, die ihm nicht gehörten und von denen bald niemand mehr wusste, wem sie je gehört hatten. Das interessierte Konrad aber nicht. Er brauchte Jaceks Tipps, der fast immer wusste, welches Auto wann über die Grenze gebracht worden war.

Jetzt kletterte er endlich aus der Grube, wischte sich die Maulwurfspranken, viel zu groß für den gedrungenen Körper, an einem groben Tuch ab und schob ihm die Hand hin, in der Konrad seine eigene immer gern ein paar Sekunden ruhen ließ. Die Furchen waren schwarz von Motoröl.

«Gut durch die Zone gekommen?», lachte der Pole.

«Gibt's ja nicht mehr», winkte Konrad ab.

«Kein Wunder, die wollten ja gar nicht frei sein, haben sich sofort dem nächsten großen Bruder an den Hals geschmissen», dozierte Jacek schon.

«Ja, ja.»

Heute hatte Konrad keine Zeit und keine Lust auf diese Diskussionen. Früher war das anders gewesen, an endlos langen Nachmittagen auf dem dunklen Werkstattthof in Schöneberg, als er sein ganzes Leben noch vor sich wähnte und mit den Fragen seiner Magisterarbeit auch gleich die Probleme der Menschheit zu lösen glaubte. Als Marlene noch nicht aufgegeben hatte, als sie noch eine Sparringspartnerin war, mit der man sich nach überstandem Kampf vereinigen konnte. Heute war da nichts mehr, heute musste er nur schnell weg, das Auto suchen, weiter im Osten. Wen hätte er auch vor Jacek in Schutz nehmen sollen? Die unrasierten Männer, denen er morgens im Supermarkt in Hellersdorf begegnete, nach der Nachtschicht in Hoppegarten zwei S-Bahn-Stationen weiter westlich? Es zog ihn unwiderstehlich in die großen, leeren Einkaufshallen, die nach der Wende entstanden waren. Real. Netto. Ganz egal. Manchmal ging er hinein, ohne etwas zu brauchen. Nur um die Räume und die Kassiererinnen auf sich wirken zu lassen. Sie waren anders als die im alten Westen. Munter wie Fische im Wasser, als spürten sie noch den Zusammenhalt des VEB-Kollektivs. Glockenhell riefen sie sich Scherze zu, lachten über Transportbänder und wartende Kunden hinweg. Als wäre es ein Glück, hier zu arbeiten, und alles im Leben immer nur halb so schlimm. So wie damals.

Was wirklich passiert war, sah man an den Männern. Er begegnete ihnen in den Gängen, sie verrieten sich durch einen halb kindisch-beleidigten, halb lüstern-frechen Lippenausdruck. Verschlagene Blicke, Hände, rotglänzend wie die von Neugeborenen, die den Einkaufswagen schoben. Es waren Männer, deren bisheriger Lebensgang, von

Lauf kann man ja schwerlich sprechen, einen schmerzhaften Dämpfer erlitten hatte. Sie fühlten sich ungerecht behandelt. Weil sie gleichzeitig ein schlechtes Gewissen hatten, ließen sie sich alles gefallen. Nur der Biervorrat musste pünktlich aufgefüllt werden. Konrad ging gern durch diese Märkte. Hier konnte er, selbst ein Nachtwächter, sich mit dem Anblick der anderen Menschen trösten. Einige von ihnen machten wahrscheinlich den gleichen Job wie er.

«Ich wollte eigentlich ...»

«FuckYouHilas sind das, keine Männer», unterbrach Jacek ihn.

Sein polnisches Lachen war eine Neutronenbombe. Es ließ die deutsche Angst wie die Sorge um das mühsam angesparte Auto zu Staub zerrieseln. Jacek hatte immer Schwierigkeiten gehabt, sich in seine Opfer hineinzusetzen. Gemäß dem polnischen Männlichkeitskult galt es als verachtenswert, die eigene Freiheit für staatliche Fürsorge hinzugeben. Polnische Männer müssen kämpfen. In diesem beinahe kindischen Stolz riskieren sie maßlos viel, aus Lust an der Geste. Die polnischen Kavalleristen, die Napoleon auf dem Weg nach Russland begleiteten, ritten vor seinen Augen in den reißenden Fluss und ertranken. Mit Argumenten darf man ihnen gar nicht kommen, sonst trumpfen sie erst richtig auf. Und alles Staatliche muss weggefegt werden, sowieso.

Jacek hatte ihm nicht nur die Verachtung für bürgerliche Sicherheit beigebracht, sondern auch ganz praktische Dinge. Worauf man bei der Fahrgestellnummer achten muss und wie man erkennt, ob sie verändert worden ist. Und wie man ein Auto knackt. Das hatten sie geduldig

an den alten Karosserien auf dem Autohof in Schöneberg geübt. Konrad war handwerklich völlig unbegabt, über die leichteren älteren Modelle war er nicht hinausgekommen. Er schaffte es gerade so, eine Schnur mit Schlaufe oder einen langen Draht hinter die Fahrertür zu ziehen. Bei einigen Modellen braucht man die Verkleidung der Zündverkabelung nicht aufzubrechen, sie lassen sich mit einer polnischen Münze starten, dem Grosz, Gegenwert ein Pfennig, den man in das abgenutzte Zündschloss steckt.

«Sei vorsichtig in Kiew, mit den Russen», mahnte Jacek.

«Ukrainer», korrigierte Konrad.

«Egal, die sind alle verrückt.»

1993 hatte ein Soldat der Westgruppe der sowjetischen Streitkräfte seinen besten Freund erschossen, weil der ein Auto nicht rechtzeitig geliefert hatte. Seitdem konnte man mit Jacek über dieses Thema nicht mehr reden.

Das Wort «verrückt» hatte neulich auch Muschter benutzt. Kein Wort ist unschuldig. Wolfgang Muschter war auf den ersten Blick das Gegenteil von Jacek. Ein umgänglicher, schlanker Mittvierziger im meist anthrazitgrauen Anzug, Leiter der Kfz-Schadensregulierung der Versicherung, für die Konrad arbeitete. Irgendwann hatte er ihm den ersten Auftrag anvertraut – anvertraut war das richtige Wort, denn Konrad besaß nicht die geringste Erfahrung. Ein Autodiebstahl in einer Kleinstadt an der polnischen Ostsee. Er war hingefahren und hatte den Fall durch einen glücklichen Zufall nach zwei Tagen aufgeklärt, ein Betrugsfall.

«Verrückte Sache», hatte Muschter gesagt, als er ihm gestern den neuen Auftrag erteilt hatte. «Das sind keine kleinen Autodiebe mehr.»

Sie saßen in den schwarzen Sesseln einer Hotellobby in der Budapester Straße, Konrad ließ seinen Blick zur Rezeption schweifen.

«Was meinen Sie?»

«Der Fall hat einige unerklärliche Besonderheiten. Normale Auftraggeber und Diebe handeln zum Beispiel rational. Da kennen wir die Gründe, die Abläufe, es gibt wiederkehrende Muster. Irgendjemand will ein bestimmtes Modell, zahlt fünfzig bis sechzig Prozent des Zeitwertes für den Wagen und gibt eine Bestellung auf. Die Banden sind Profis. Sie kalkulieren ihr Risiko und führen den Auftrag aus. Deshalb werden sie so selten geschnappt. In diesem Fall haben wir Indizien, dass einiges anders gelaufen ist als sonst.»

«Wem wurde der Wagen gestohlen?»

«Den Namen kann ich nicht nennen.»

Muschter schob ihm die Akte über die polierte Tischplatte und ließ ihn einen kurzen Blick darauf werfen, nach wenigen Sekunden zog er sie wieder zurück.

«Vorstandsmitglied eines deutschen Konzerns. Die Sache ist deshalb delikater, weil dieser Mann sich den Wagen sehr wahrscheinlich hat stehen lassen.»

«Warum?»

«Sie wissen doch. Der Mensch ist unersättlich. Dieser Vorstand hat auf einmal nicht mehr wie früher jedes Jahr das neueste Mercedesmodell bekommen, sondern nur noch alle zwei Jahre. Kennen Sie sich in den Typen aus? Der Mercedes 500 SE der Baureihe W140

kam 1991 auf den Markt. Zwei Tonnen schwer, mehr als fünf Meter lang, anderthalb Meter hoch, Kugelumlauf Lenkung, hydraulische Zweikreis-Bremsanlage mit Unterdruck-Bremskraftverstärker und innenbelüfteten Scheibenbremsen, über zweihunderttausend Mark teuer. Den bekam er 1993. Haftpflicht und Kasko bei uns, wie bei der gesamten Fahrzeugflotte des Konzerns. Und jetzt passen Sie auf. Im März 1994 präsentiert Mercedes-Benz auf dem Genfer Salon ein geliftetes Modell, den S 500. Alles Kleinigkeiten, überarbeitete Heckpartie, vom Eindruck her breiter und niedriger, auch die Kühlerschutzgitter und Scheinwerfer etwas wuchtiger. Stoßfänger und Flankenschutzflächen durch eine umlaufende Sicke horizontal gegliedert. Wissen Sie, was eine Sicke ist?»

«Nein.»

«Sehen Sie. Kleinigkeit, der Wagen hatte sich nur äußerlich ein bisschen verändert. Und trotzdem wollte der Mann jetzt dieses neue Modell haben. Bekam es aber nicht gleich, er hätte noch ein halbes Jahr darauf warten müssen. Deshalb hat er seinen Fahrer mit dem Wagen an die polnische Grenze geschickt, und wenn der sich nicht verplappert hätte, hätten wir nie Wind von der Sache bekommen. An einer Autobahnraststätte, mit einer Zufallsbekanntschaft, einem Fernfahrer aus seiner Heimat, dem Sauerländischen. Jetzt streitet er alles ab und behauptet, er habe auf eigene Faust einen Ausflug nach Osten gemacht. Wer's glaubt. Sein Chef wollte einfach, dass der Wagen schnell über die Grenze verschwindet.»

«Ist der Mann wichtig für mich?»

«Nein. Die Sache ist nur unangenehm für uns. Die Firma ist Großkunde. Hat Hunderte von Fahrzeugen ver-

sichert. Strafanzeige kommt nicht in Frage. Also wollen wir das Auto wiederhaben.»

Konrad nickte.

«Allerdings ist die Sache auch am anderen Ende undurchsichtig. Oder, wenn Sie wollen, verrückt.»

«Nämlich?»

«Es gibt Hinweise, dass das Fahrzeug am helllichten Tag durch die Straßen von Kiew kutschiert. Mit so einem Wagen kann man sich ja auch gar nicht verstecken. Das heißt, wenn er bis Taschkent gekommen wäre, hätten wir vielleicht nie davon erfahren. Aber Kiew liegt noch in unserem alten Einflussbereich. Dort gibt es Augenzeugen, die den Wagen auf dem Kreschtschatik gesehen haben wollen. Unser Anwalt dort konnte uns sogar den Namen des Fahrzeughalters mitteilen.»

«Wer ist es?»

«Sie werden lachen. Der Mann soll fast neunzig sein. Wir dachten erst, es wäre eine gefakte Biographie. In der ehemaligen Sowjetunion werden die Männer höchstens sechzig. Aber es scheint zu stimmen, den gibt es. Wahrscheinlich nur Strohmann. Wer es sich gönnt, mit so einer Luxuslimousine durch die postsozialistische Metropole zu kutschieren, muss gute Kontakte haben, zur Polizei, zur Politik. Das erschwert uns die Arbeit. Deshalb will ich, dass Sie mal hinfahren und sich die Sache aus der Nähe anschauen.»

«Ein Sammler vielleicht?»

«Alles möglich. Melden Sie sich dort bei Jurko Maze-pa, unserem Mann vor Ort. Er hilft Ihnen bei der Suche nach dem Wagen, Sie regeln alle Formalitäten und bringen ihn zurück.»

Muschter sah Konrad mit ungewohnter Zuneigung an. «Sie sind sich bewusst, dass dieser Auftrag nicht ungefährlich ist, ja?», fragte er. «Kiew ist ein anderes Pflaster als Polen. Passen Sie auf.»

«Träumst du, Mann?» Jacek stieß ihn in die Seite.

«Was?»

«Wonach du suchst, hab ich gefragt.»

«Ist dir in letzter Zeit ein 500 SE untergekommen?», fragte Konrad.

«Klar.» Jacek grinste schief. «Meine Spezialität, weißt du doch. Stand noch 'ne Weile hier auf dem Hof rum, weil ich keinen Abnehmer für gefunden habe. Hab ihn aufpoliert. Die Nummer nachgeschmirgelt.»

Konrad nickte mäßig amüsiert.

«Zeig mal Kennzeichen und Nummer», sagte Jacek.

Konrad gab ihm den Zettel.

«Falls ich was erfahre, sage ich dir Bescheid. Aber mach dir keine Hoffnung. Wie bist du zu erreichen?»

«Hotel Dnipro in Kiew», sagte Konrad.

«Müde, wa?» Jacek rempelte ihn an. «Du glaubst doch nicht, dass so ein Auto hier unbemerkt über die Grenze kommt.»

«Ist es aber. Und jetzt kutschiert es durch Kiew. Das ist sicher.»

«Komm, ich mach dir einen Kaffee und guck deinen Wagen mal durch. Nicht dass du unterwegs liegenbleibst. Gute Tarnung für einen Ermittler übrigens. Mit der Karre willst du in die Ukraine kommen?»

«Drück mir die Daumen», sagte Konrad.

Fliegen wäre kein Problem gewesen. Das hatte er auch vor der Wende getan, als man sich noch über den Übergang Friedrichstraße zum Flughafen Schönefeld quälen musste. Aber am Anfang eines solchen Falles ist es besser, erst einmal Bodenhaftung zu behalten. Den Fluchtweg des gestohlenen Autos nachzufahren. Die Witterung der Limousine aufzunehmen. Auf einen Tag mehr oder weniger kommt es nicht an, und der Spesenvorschuss der Versicherung reicht eine Weile. Womöglich redete er sich das mit dem Fluchtweg und der Witterung nur ein und wollte sich bloß länger in der gedankenlosen Trance des Autofahrens wiegen.

Die Strecke zwischen Frankfurt/Oder und Warschau bietet Monotonie genug, um den Gedanken nachzuhängen. Um einfach zu vergessen. Bestimmt zum zehnten Mal sang Keith Richards dröge Stimme «Slipping Away», immer wieder drehte Konrad die Kassette um. Er dachte an seinen Onkel. Gestern, nein, zwei Tage war es her, als er einfach auf seinem Stuhl zusammensackte. Als Kind musste er dem Bruder seiner Mutter einmal sehr nahe gewesen sein. Aber er konnte sich nicht erinnern, und das war durchaus ein Problem für ihn. Erst bei der Beerdigung seines Vaters vor einem Jahr war er ihm wiederbegegnet. Danach hatte Konrad noch fast ein Jahr gezögert, bevor er ihn am Schlachtensee besuchte. Um ihm irgendwie zu imponieren, hatte Konrad ihm einen polnischen Roman geschenkt, über den er mal eine Uniarbeit geschrieben hatte.

«Wenn man da nachgräbt, ist es gedanklich ziemlich flach», hatte der Onkel gemeint. «Bunte Schreibkunst, erschöpft sich aber schnell nach dem ersten Glanz der

Metaphern. Nimm's mir nicht übel, wir kennen uns doch ganz gut, wenn auch erst seit kurzem wieder. Mir kommt es vor, der Schreiber lupft den Rock zur Pirouette und meint, damit hätte er die Welt schon bezirzt und bräuchte ihr nicht mehr mannhaft gegenüberzutreten, nämlich mit einem echten Gedanken. Will durch aufgeplusterte Bilder verblüffen und verführen. So wie kleine Jungs. Die sind noch wie Mädchen, reden unheimlich viel. Was meinst du, was du als Kind geplappert hast. Hast damals auch gern Röckchen getragen. Weißt du noch? Dieses grüne, mit Falten.»

Konrad konnte sich an nichts davon erinnern, und es war ihm unangenehm, dass Onkel Wolfgang mehr aus seinem Leben wusste als er selbst.

«In dem Alter ist das normal», fuhr der Onkel fort. «Aber nach der Pubertät wird so was unappetitlich. Dein Autor ist längst erwachsen, aber er will immer noch grotesk und verwirrend sein, die Köpfe verdrehen. Schöne Oberfläche und kein Gedanke dahinter. Deswegen müssen sie so viel von der <Seele> reden.»

«Wer?», hatte Konrad, leicht beunruhigt, gefragt.

«Die Slawen. Oder hast du schon mal was vom <russischen Denken> gehört? Dafür hört man ständig von der sogenannten <russischen Seele>. Das Gedankliche ist ihnen zweitrangig. Versteh mich nicht falsch: Rechnen, Kombinatorik, da sind sie gut. Schachspielen, Technik und so was. Staudämme bauen, Flüsse umleiten. Programmieren. Aber das wahre Denken – weißt du, was ich meine? Mit der Welt auf Augenhöhe sprechen. Von Mann zu Mann. Wenn du so willst – Liebe machen mit der Wirklichkeit.»

Der Onkel ballte seine rechte Faust.

Konrad war auf seinem Stuhl abgerückt. Onkel Wolfgang hatte ihm bei so einer Gelegenheit schon einmal die Hand auf den Oberschenkel gelegt. Russische Seele, Zweiter Weltkrieg, jedes Thema war dafür Gelegenheit genug. Ganz besonders die harten Körper der Soldaten, die im Kampf auf ihren wahren Wert gewogen wurden ... Die alten Wochenschaufilme flimmerten auf dem Bildschirm im Wohnzimmer. Hysterisch klirrte die siegestaumelnde Stimme des Sprechers, und irgendwann tauchte immer Adolf Hitler auf und schritt eine Reihe von Volksturmläufen ab. Vor einem etwa Fünfzehnjährigen blieb er stehen, strich ihm über den Kopf und stieß die Worte «Deutscher Junge!» aus.

Bei Vaters Beerdigung hatte sich ein älterer Mann im Trenchcoat aus der Menge der Trauergäste gelöst und war auf ihn zugekommen: «Also doch, Rüdigers Sohn. Der Ausdauerläufer. Erkennst du mich nicht?»

Konrad war dem Mann einige Zeit zuvor am Schlachtensee begegnet. Er hatte gerade seine Joggingschuhe festgeschnürt, da sah er über sich diesen Schatten. Ein alter Mann im schwarzen Filzmantel, der sich auf dem Weg kaum so rasch genähert haben konnte, er musste aus dem seitlichen Gebüsch getreten sein.

«Wie ist die Form?», erkundigte sich der Fremde.

«Na ja», druckte Konrad.

«Wir trieben damals auch Sport», erklärte der Mann und hielt am gegenüberliegenden Seeufer nach Umrissen seiner Vergangenheit Ausschau. Dann fügte er hinzu:

«Im Offizierslehrgang.»

«Und heute nicht mehr?», fragte Konrad, obwohl die

Frage angesichts seines Alters und der ganzen Gestalt absurd war.

«Sie wissen ja, wie das damals ging. Plötzlich hieß es: Nach Osten. An die Front.»

Konrad machte einige Rumpfbeugen, bemerkte, dass er sich vor ihm verbeugte und wich zwei Schritt zurück.

«Wissen Sie, wie sich das anfühlt, auf dem Boden von Rschew zu stehen?»

«Nein. Hab auch keine Zeit», sagte Konrad und wollte weglaufen, da trat dieser Mann erstaunlich rasch heran und erwischte ihn am Ellbogenknorpel, ein äußerst unangenehmes Gefühl. Konrad riss sich los.

«Das können Sie auch gar nicht wissen», rief der Mann beinahe wütend. «Sie sind zu jung. Es fühlt sich an, als stünde man zum ersten Mal wirklich auf Festland. Gerettet vor den Küsten. Man wendet sich nach Westen und weiß noch: Irgendwo weit dort drüben ist die Reichshauptstadt.»

Er drehte sich zum schmalen Ende des Sees, wo hinter einer Landzunge der Wannsee liegen musste.

«Verstehen Sie?» Er zuckte verächtlich die Schultern. «Berlin. So weit, dass es ganz klein wird, ganz unwichtig, genau wie die Menschen, die man zurückgelassen hat. Die Frauen verlieren ihre Gewalt über dich. Der Himmel wölbt sich über dir, und du weißt: Überall ist Land, ringsum bis zum Horizont. Festland, festes Land.»

Er hatte sich in Rage geredet, was sein Gesicht auf erschreckende Weise formlos und lebendig werden ließ. Als wäre unter dieser Maske jahrelang alles zurückgehalten und verklemmt gewesen. Seine Augen trännten.

Konrad wollte etwas erwidern, doch der Mann mach-

te eine herrische Armbewegung: «Über die zugefrorene Nawa. Attackengeschrei. Rennende Leute. Fallen ringsum, sterben wie die Fliegen. Du spürst nichts mehr, du hast keine Angst, nur diese Sicherheit, dass du nicht allein bist, dass hinter dir und neben dir deine Kameraden rennen. Dein Volk. Riesengroß wirst du, wirst selbst ein ganzes Volk. Oder im Flugzeug hinter den Russen her.»

«Was Sie da von den Frauen sagten ...», setzte Konrad an, ermutigt vom vertraulichen «du».

«Im Tiefflug geht es die verschneite Straße entlang, auf der sich eine schwarze Ameisenkolonne bewegt. Der Feind! Wie das auseinanderspritzt bei jeder Garbe des Bord-MG, wie das seitwärts in den Schnee hechtet und für immer liegen bleibt.»

Er setzte seinen Hut wieder auf, drehte sich wortlos um und ging.

«Frauen!» Nach wenigen Schritten blieb er noch einmal stehen und spuckte aus. «Damals wusste man, wofür man starb! Da brauchte man kein Nazi zu sein. Wer hat denn schon alles geglaubt? Aber dieses Gefühl der Befreiung ... die Hoffnung. Sie haben diese Erniedrigung des deutschen Volkes nicht erlebt. Sie wissen nicht ...»

Konrad wollte etwas sagen, aber der Mann hörte überhaupt nicht mehr zu, er brüllte:

«Nichts wissen Sie! Irgendwo dort, wo das Auge nicht mehr hinreichte, wo nur Schnee und Sonnenglast am Horizont war, dort lag ein Ziel. Dieses gute Gefühl, dass nicht alles vergebens und verflucht ist, die Hoffnung, dass dort wenigstens irgendetwas ist ...»

Jetzt drehte Konrad sich um und lief weg, das war das

Einziges, was er tun konnte. Dann, aus einiger Entfernung, hörte er die Worte:

«Deutscher Junge!»

Er wandte den Kopf im Laufen, da stand dieser Mann mit hängenden Armen mitten auf dem Weg und sprach diese idiotischen Worte aus. Konrad hätte fast gelacht über die einsame Vogelscheuche:

«Deutscher Junge!»

Das kann man sagen, so oft man will, es wird nicht besser davon. Im Gegenteil, das Wort «deutsch» klirrt nur immer leerer und leerer, am Ende klingt es wie zehnmal selbst- und noch immer unbefriedigt.

Und erst in dieser Verbindung. «Deutscher Junge!» war geschmacklos. Eigenschaftswort und Hauptwort berührten sich, rieben aneinander wie ein nass geschwitztes Nylonhemd und wundgescheuerte Haut. Ein Bedeutungsscheusal. Ein Junge ist ein Junge, aber ein deutscher? Ein blonder Junge, das wäre etwas. Oder ein schwarzer.

Am Ende hatte der Mann seinen Mantel doch aufgemacht.

Konrad rannte weg. «Nazischwein», rief er, schon aus sicherer Entfernung, und ärgerte sich, dass seine Stimme so hoch war.

Da hörte er den Mann fragen, unsicher wie ein Blinder:
«Konrad?»

Das war sein Onkel. So hatte es angefangen. Zugegeben, eine schwierige Geschichte. Onkel Wolfgang war etwas anderes als die üblichen seltsamen und schrulligen Onkel, die es in jeder Familie gibt. Er war wie ein Gift. Alle warnten Konrad davor, mit diesem Mann Kontakt auf-

zunehmen. Noch am Grab des Vaters zog eine Frau ihn am Ärmel und sagte: «Lassen Sie endlich den Jungen in Ruhe.» Marlene entwickelte sofort einen instinktiven Hass auf ihn. Aber Konrads Neugier war geweckt. Beim Joggen hatte er mehrere Male einen Umweg gemacht, um wenigstens an dem kleinen Haus in der Altvaterstraße vorbeizukommen, aber nie geklingelt, immer hatte er sich im letzten Moment bezwungen. Irgendwann hatte er dann doch auf den Knopf gedrückt. Schließlich war es der Bruder seiner Mutter, auch wenn diese ihn nicht mehr interessierte. Sie hatte ihn vor dreißig Jahren alleingelassen. Aber jetzt, da auch sein Vater gegangen war, fühlte er sich mutiger und unabhängiger und wollte wenigstens einmal mit dem Verrufenen reden.

«Liebe machen mit der Wirklichkeit», dachte Konrad jetzt auf der regennassen Fernstraße vor Warschau, eingeklemt zwischen schweren Lkws. In dem Moment fing der Citroën an zu stottern, wie aus Protest. Links und rechts rauschten schon länger quadratische Walmdach-Bungalows im Stil italienischer Landhäuser vorbei, einsam in die freie Flur gestreut. Der Plakat- und Schilderwald am Straßenrand wurde dichter. Konrad konnte den Wagen gerade noch an den Seitenstreifen lenken. Es war vermutlich nicht Jaceks Schuld, es lag wohl an den Franzosen, aber Jacek hätte das sofort wieder hinbekommen. Konrad, der Autojäger, hatte von Fahrzeugmechanik keinen Schimmer. Diese Panne änderte seinen Plan. Er musste um Hilfe bitten und den Wagen in eine Garage im Zentrum schleppen lassen. Am Warschauer Zentralbahnhof stieg er in den Zug, die trockene, heiße Luft des Abteils ließ ihn sofort in einen tiefen Schlaf fallen, aus dem er

immer nur erwachte, wenn die Schiebetür aufgerissen wurde und die Grenzpolizisten oder Zöllner ihre fahlen Gesichter ins Licht der Deckenfunzel streckten.